

Vortrag: Immanuel Kants System der Philosophie

Immanuel Kant gilt zu Recht als einer der größten Denker der geistigen Tradition Europas. Daher habe ich mich entschlossen, ihm einen Nachmittag in dieser Veranstaltungsreihe zu widmen. Kant Werk ist sehr umfangreich, daher werde ich Ihnen nur einen kurzen Überblick über sein Schaffen geben können. Beginnen werde ich meinen Vortrag mit einer kurzen Darstellung der Biographie Kants, um Ihnen dann die Grundzüge seiner philosophischen Gedanken vorzustellen.

Immanuel Kant: Eine Kurzbiographie

Immanuel Kant wurde am 22.04.1724 in Königsberg geboren. Er war das vierte Kind des Riemermeisters Johann Georg Kant und dessen Frau Anna Regina. Sein Elternhaus war pietistisch geprägt. Da seine Mutter sehr viel Wert auf Bildung legte, kam er 1732 an das Friedrichskollegium und begann bereits 1740 mit dem Studium an der Königsberger Universität, an der er Philosophie, klassische Naturwissenschaften, Physik und Mathematik studierte. Als sein Vater 1746 starb, unterbrach Kant sein Studium, verließ Königsberg und verdiente sich seinen Lebensunterhalt als Hauslehrer. 1754 kehrte er nach Königsberg zurück und nahm sein Studium wieder auf. Im Jahre 1755 veröffentlichte er seine Habilitation mit dem Thema *Die ersten Grundsätze der metaphysischen Erkenntnis*. Nach seiner Habilitation wurde er Privatdozent in Königsberg und nahm eine Lehrtätigkeit auf, wobei er Logik, Metaphysik, Anthropologie, Moralphilosophie, Theologie, Mathematik, Physik, Mechanik, Geographie, Pädagogik und Naturrecht lehrte.

Im Jahre 1759 bewarb sich Kant auf den Lehrstuhl für Logik und Metaphysik an der Universität Königsberg, seine Bewerbung wurde jedoch abgelehnt. Daraufhin arbeitete er in den Jahren von 1766 bis 1772 als Unterbibliothekar der königlichen Schlossbibliothek. Kant lehnte Rufe nach Erlangen und Jena ab, bevor er im Jahr 1770 den von ihm immer noch angestrebten Ruf der Universität Königsberg auf die Stelle eines Professors für Logik und Metaphysik erhielt. 1787 wurde er in die Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommen.

Die letzten 15 Jahre seines Lebens waren durch einen sich stetig zuspitzenden Konflikt mit der preußischen Zensurbehörde geprägt. Kant lehrte bis 1796 weiter, erhielt aber die Weisung, sich religiöser Schriften zu enthalten, da sie Gedankengut verbreiteten, das nicht mit der Bibel

vereinbar sei. Kant verbrachte nahezu sein ganzes Leben im damals weltoffenen Königsberg, wo er 1804 fast 80-jährig starb.

Kant wird oft als ein wenig lebenslustiger, an einen regelmäßigen Tagesablauf gebundener Mensch dargestellt, der von der Pflicht getrieben und nur auf seine Arbeit konzentriert war. Diese Darstellung Kants ist jedoch stark übertrieben und betrifft außerdem nur die spätere Periode seines Lebens. Als Student war er ein passionierter Kartenspieler und verdiente sogar einen Teil seines Lebensunterhalts mit Billard. Auf Gesellschaften, an denen er gerne teilnahm, galt er als galant, war stets modisch gekleidet und zeichnete sich durch seine Belesenheit und seinen trockenen Humor aus. Erst als Kant jenseits der 40 war und er merkte, dass er aus gesundheitlichen Gründen ein wenig kürzer treten musste, begann er, einen sehr regelmäßigen Tagesablauf einzuhalten. Jeden Morgen um 5 Uhr ließ er sich von seinem Hausdiener mit den Worten „Es ist Zeit!“ wecken und ging um 22 Uhr zu Bett. Zum Mittagessen lud er häufig Freunde ein und widmete sich der Geselligkeit, er soll dabei allerdings stets philosophische Themen vermieden haben. Außerdem ist überliefert, dass er täglich nach dem Mittagessen einen Spaziergang machte, den er zum Nachdenken nutzte.

Nach dieser kurzen biographischen Einführung möchte ich Ihnen nun einen Überblick über Kant philosophisches Schaffen geben. Ich werde dabei die frühen Phasen sowie sein Spätwerk außer Acht lassen und mich ausschließlich auf die Grundgedanken der Schriften konzentrieren, die in seiner Zeit als Königsberger Professor entstanden. Mein Vortrag wird sich an den folgenden drei Fragen orientieren, von denen Kant selbst meinte, dass sie die Grundfragen seiner Philosophie ausmachen:

1. Was kann ich wissen?
2. Was soll ich tun?
3. Was darf ich hoffen?

Was kann ich wissen? - Die kopernikanische Wende

Der erste Teil meiner Darstellung beschäftigt sich mit der ersten Frage „Was kann ich wissen?“. Diese versuchte Kant in einem seiner Hauptwerke, der *Kritik der reinen Vernunft* zu beantworten. Ziel dieser Schrift war es, die zeitgenössische Metaphysik, von der Kant glaubte, dass sie in eine Sackgasse geraten war, aus dem „Schlummer des Dogmatismus“ zu wecken, aus dem ihn selbst, wie er schreibt, die Lektüre der Schriften Humes geweckt habe. So ist es die Grundthese dieser erkenntnistheoretischen Schrift, dass wir nur über die Dinge etwas wissen können, die uns mittels unserer Wahrnehmung zugänglich sind. Alles, was über die Wahrnehmung hinausgeht, kann Kant zufolge kein Gegenstand des Wissens sein. Zwar ist es uns möglich, über Dinge, die jenseits der Wahrnehmung liegen, wie beispielsweise Gott oder die Unsterblichkeit der Seele zu spekulieren, dies kann laut Kant aber niemals zu Wissen führen, sondern führt uns vielmehr in den meisten Fällen in Selbstwidersprüche. Die *Kritik der reinen Vernunft* beinhaltete so eine klare Absage an den kirchlichen Dogmatismus der Zeit Kants, was ihm zunächst nur deshalb keine größeren Schwierigkeiten einbrachte, weil er sich in diesem Werk jeglicher Aussage über derartige Gegenstände enthielt. Transzendente – d.h. der Erfahrung nicht zugängliche - Gegenstände sind laut der *Kritik der reinen Vernunft* Gegenstände, über die dem menschlichen Verstand keine objektiven Aussagen möglich sind. An diese Stelle deutet sich auch schon Kants Antwort auf die Frage, was wir wissen können an. Über alles, was unserer Erfahrung zugänglich ist, können wir vollständige Erkenntnis erlangen. Was jedoch die Erfahrung übersteigt, ist der menschlichen Erkenntnis nicht zugänglich. Kant war dabei allerdings nicht der Ansicht, dass die Wahrnehmung unsere einzige Erkenntnisquelle darstellt. Viel mehr war er der Ansicht, dass die Grundquelle unserer Erkenntnis Begriffe sind, die wir nicht der Wahrnehmung entnehmen, sondern die unserem Verstand entspringen und eine geordnete Wahrnehmung überhaupt erst ermöglichen. So vertrat Kant die Position, dass das menschliche Erkenntnisvermögen aus zwei verschiedenen Teilen besteht, die er Anschauung und Verstand nannte. Bei aller Erkenntnis, so Kant, wirken nun die Anschauung und der Verstand zusammen. Die Anschauung liefert dabei das sinnliche Material, während der Verstand dieses mit Hilfe von Begriffen strukturiert. Das Zusammenwirken von Anschauung und Verstand bringt so Erkenntnis hervor. An diese Stelle sollte auch klarer werden, warum wir Kant zufolge über Gegenstände, die wir nicht wahrnehmen können, nichts wissen können: Denn nur wenn es sinnliches Material gibt, auf das die Begriffe unseres Verstandes angewendet werden können, kann dabei genuine Erkenntnis entstehen.

Mit der Entwicklung dieser erkenntnistheoretischen Position hat Kant ein grundlegende Wende in der Erkenntnistheorie herbei geführt, die von vielen als so bedeutend angesehen wird, dass sie die „kopernikanische Wende in der Erkenntnistheorie“ getauft wurde. Der Grund für diese Bedeutung der Erkenntnistheorie Kants ist, dass es ihm mit dieser Position gelungen war, zwei Strömungen in der Erkenntnistheorie zu vereinen, die bis zum Erscheinen der *Kritik der reinen Vernunft* miteinander unvereinbar erschienen waren. Diese Strömungen wurden „Empirismus“ und „Rationalismus“ genannt. Empiristen wie z.B. David Hume waren der Ansicht, dass die einzige Quelle unserer Erkenntnis die Sinneswahrnehmung ist. Rationalisten wie beispielsweise Rene Descartes vertraten dagegen die Position, dass nur unser Verstand als wirkliche Erkenntnisquelle fungieren könne. Kants erkenntnistheoretischer Verdienst war es nun, aufgezeigt zu haben, dass weder die eine noch die andere Position in ihrer Radikalität richtig sein konnte, sondern dass es vielmehr einer Theorie bedurfte, die sowohl die Rolle der Wahrnehmung als auch die des reinen Denkens für unsere Erkenntnis berücksichtigen konnte.

Was soll ich tun? - Der kategorische Imperativ

Nach dieser kurzen Darstellung der kantischen Erkenntnistheorie möchte ich mich nun der zweiten zentralen Frage der Philosophie Kants widmen, d.h. der Frage nach dem richtigen Handeln bzw. der Frage „Was soll ich tun?“ Diese Frage lässt sich nun nicht wie die Frage nach dem Wissen unter Rekurs auf das menschliche Erkenntnisvermögen beantworten. Denn will man herausfinden, was richtiges Handeln ist, kann man das nicht tun, indem man sich einfach anschaut, wie Menschen handeln. So ist laut Kant der gesamte Bereich der Moralität ein Bereich, der kein Gegenstand der Erfahrung sein kann, da nicht durch sinnliche Wahrnehmung erkennbar ist, was moralisch richtiges Handeln ist. Denn wie gesagt lässt sich daraus, wie Menschen de facto handeln, nicht darauf schließen, was ethisch korrektes Handeln wäre – schließlich bringen Menschen beispielsweise andere Menschen um, betrügen andere Menschen, misshandeln ihre Kinder – d.h. Menschen tun faktisch ständig Dinge, die wir nicht als moralisch richtig ansehen würden. Was moralisch richtig ist, muss somit anders herausgefunden werden als dadurch, dass man das menschliche Handeln beobachtet. Kant zufolge ergibt sich, was moralisch richtig ist, daher aus der vernünftigen Natur des Menschen selbst, nicht daraus, wie der Mensch faktisch handelt. In der Vernunft, so Kant, lässt sich ein Prinzip auffinden, das uns sagt, wie moralisch richtiges Handeln aussieht. Dies Prinzip nannte Kant den „kategorischen Imperativ“. Dieser besagt, dass nur ein Handeln richtig sein kann,

das auf Grundsätzen beruht, die als allgemeine Gesetze für die Menschheit gelten könnten. So lautet der kategorische Imperativ in Kants eigener Formulierung wie folgt:

„[H]andle so, als ob deine Maxime zugleich zum allgemeinen Gesetze (aller vernünftigen Wesen) dienen sollte.“¹

Moralisch richtig handelt man so Kant zufolge, wenn man in einer Weise handelt, in der jeder handeln könnte, ohne dabei die Rechte eines anderen zu verletzen. Der kategorische Imperativ ist daher verwandt mit der Ihnen sicher bekannten „Goldenen Regel“, die lautet „Was Du nicht willst, was man Dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Dennoch unterscheidet sich der kategorische Imperativ von der Goldenen Regel darin, dass die von ihm ausgehende Handlungsanweisung nicht daran gebunden ist, was wir als einzelne zufälligerweise gern wollen bzw. nicht wollen. Wenn so beispielsweise mir persönlich mein Eigentum nicht so wichtig ist und es mir daher nicht viel ausmachen würde, wenn mich jemand bestiehlt, so heißt das nicht, das ich dann laut dem kategorischen Imperativ auch andere bestehlen darf. Denn dieser besagt ja, dass nur ein Handeln, das niemandes Rechte verletzt, moralisch korrekt sein kann. Die Prüfung, ob eine bestimmte Handlung moralisch richtig wäre, besteht so nicht darin, dass man sich fragt, ob man selbst gern so behandelt werden würde. Vielmehr muss man sich, wenn man herausfinden will, ob eine bestimmte Handlung moralisch korrekt wäre, fragen, ob eine Welt denkbar wäre, in der jeder so handelt, wie man es gerade beabsichtigt. Kant erläutert dies selbst am Beispiel eines lügenhaften Versprechens wie folgt:

„[Einer] sieht sich durch Not gedrungen, Geld zu borgen. Er weiß wohl, dass er nicht wird bezahlen können, sieht aber auch, dass ihm nichts geliehen werden wird, wenn er nicht festiglich verspricht, es zu einer bestimmten Zeit zu bezahlen. Er hat Lust, ein solches Versprechen zu tun; noch aber hat er so viel Gewissen, sich zu fragen: ist es nicht unerlaubt und pflichtwidrig, sich auf solche Art aus Not zu helfen? Gesetzt, er beschlösse es doch, so würde seine Maxime der Handlung lauten: wenn ich in Geldnot zu sein glaube, so will ich Geld borgen und versprechen, es zu bezahlen, ob ich gleich weiß, es werde niemals geschehen. Nun ist dieses Prinzip der Selbstliebe, oder der eigenen Zuträglichkeit, mit meinem ganzen künftigen Wohlbefinden vielleicht wohl zu vereinigen, allein jetzt ist die Frage: ob es auch recht sei? Ich verwandle also die Zumutung der Selbstliebe in ein allgemeines Gesetz und richte die Frage so ein: wie es dann stehen würde, wenn meine Maxime ein allgemeines Gesetz würde. Da sehe ich nun sogleich, dass sie niemals als allgemeines [...] Gesetz gelten [...] könne, sondern sich notwendig widersprechen müsse. Denn die Allgemeinheit eines Gesetzes, dass jeder, nachdem er in Not zu sein glaubt,

¹ *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (BA84). Unter einer Maxime versteht Kant dabei einfach nur die Absicht so oder so zu handeln.

versprechen könne, was ihm einfällt, mit dem Vorsatz, es nicht zu halten, würde das Versprechen und den Zweck, den man damit haben mag, selbst unmöglich machen, indem niemand glauben würde, dass ihm was versprochen sei, sondern über alle solche Äußerung, als eitles Vorgeben, lachen würde.“²

Kants Überlegung ist hier also die folgende: Wäre es allgemeines Gesetz, dass man in einer Notlage lügenhafte Versprechen geben darf, wäre kein Versprechen mehr irgendetwas wert. Denn man könnte ja niemals wissen, ob derjenige, der einem etwas verspricht, sich nicht gerade in einer Notlage befindet und daher sein Versprechen gar nicht halten muss. Somit würde ein derartiges Gesetz den Wert **aller** Versprechen untergraben. Wären nun aber Versprechen nichts mehr wert, dann könnte auch derjenige, der ein lügenhaftes Versprechen geben möchte, um so an Geld zu kommen, diesen seinen Zweck nicht mehr erreichen, denn es würde ihm ja niemand auf ein Versprechen hin Geld leihen. Die Idee hinter dem kategorischen Imperativ ist somit diese: Moralisch erlaubt ist jede Handlung, die auch dann noch ihren Zweck erreichen könnte, wenn jeder in dieser Weise handeln würde. Verboten hingegen ist es, in einer Weise zu handeln, die scheitern würde, wenn ein jeder so handelte. Kant gibt uns somit mit dem kategorischen Imperativ einen Leitfaden für das Handeln an die Hand, mittels dessen sich jede Handlung hinsichtlich ihrer moralischen Richtigkeit beurteilen lässt. Denn um des zu beurteilen, muss man sich nur fragen, was geschehen würde, wenn ein jeder so handeln würde wie man es gerade beabsichtigt.

Moralisches Handeln ist laut Kant nun aber nicht schon dann gegeben, wenn unser Handeln bloß dem kategorischen Imperativ folgt. Eine Handlung kann ihm zufolge vielmehr erst dann als wirklich moralisch angesehen werden, wenn sie **um ihrer Moralität willen** erfolgt. Der genuin moralische Mensch wäre so derjenige, der immer nach dem kategorischen Imperativ handelt, weil er es für richtig hält, egal, ob er gerne so handeln möchte oder nicht. Die Bedürfnisse und Interessen, die ein Mensch hat, müssen so laut Kant immer hinter der Moralität zurücktreten, da diese der höchste Zweck des Handelns vernünftiger Wesen ist. Für diese Ansicht ist Kant häufig als herzloser Moralist kritisiert worden, der den Menschen nur als Vernunftwesen und nicht auch als ein bedürftiges Wesen mit dem Anspruch auf die Erfüllung seiner Wünsche betrachtet. Dass Kant diesen Teil des Menschen aber trotz seiner strengen Moralitätsforderung nicht aus den Augen verloren hat, wird deutlich, wenn man seine Antwort auf die dritte Frage betrachtet, die ich Ihnen nun im letzten Teil meines Vortrags vorstellen möchte.

² *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (BA 54).

Was darf ich hoffen? – Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft

Die dritte zentrale Frage der Philosophie lautet nach Kant „Was darf ich hoffen?“. Diese Frage erachtet Kant deshalb als so relevant, weil der Mensch ein Wesen ist, das sich zwar einerseits durch Vernunft auszeichnet, andererseits aber auch durch irrationale Triebe und Neigungen bestimmt ist, die seiner Natur entstammen. So strebt der Mensch seiner Natur gemäß nach der Glückseligkeit. Da nun aber moralisches Handeln in Kants Sinne nicht dazu führen muss, dass wir glücklich werden – sondern im Gegenteil der Glückseligkeit häufig entgegen stehen wird – stellt sich die Frage, ob nicht wenigstens hoffen dürfen sofern wir moralisch handeln auch irgendwann einmal glücklich zu werden. Kant beantwortet diese Frage nun mit einem deutlichen „Ja“. Und zwar begründet sich diese Antwort wie folgt:

Da wir wie gesagt nicht nur danach streben, das moralisch Richtige zu tun, sondern darüber hinaus auch danach streben, unsere Bedürfnisse zu befriedigen und unsere Interessen zu verwirklichen, muss es möglich sein, diese beiden Bestrebungen miteinander zu vereinen. Das heißt, die Welt darf nicht so beschaffen sein, dass moralisch richtiges Handeln uns systematisch den Weg zur Befriedigung unserer Bedürfnisse und Verwirklichung unserer Interessen verstellt. Ebenso darf auch umgekehrt das Verfolgen unserer Bedürfnisse und Interessen kein prinzipielles Hindernis für das moralisch richtige Handeln darstellen. Geht man nun aber davon aus, dass die Welt zufällig durch das bloße Wirken von Naturprozessen entstanden ist, ist nicht zu sehen, warum die Welt so sein sollte, dass moralisch richtiges Handeln und Bedürfnisbefriedigung sowie Interessenverwirklichung miteinander vereinbar sein sollten. Daher müssen wir, wenn wir annehmen, dass es uns möglich ist, gleichzeitig ein guter Mensch zu sein und glücklich zu werden, annehmen, dass die Welt so eingerichtet ist, dass Moralität und Glückseligkeit miteinander einhergehen. Diese Einheit von Moralität und Glückseligkeit kann aber Kant zufolge nur ein Wesen garantieren, das „durch Verstand und Willen die Ursache der Natur ist, d.h. Gott.“. Nur ein derartiges Wesen kann garantieren, dass derjenige, der moralisch handelt, dadurch nicht an der Erfüllung seiner individuellen Bedürfnisse gehindert wird. Die Forderung nach Moralität, die vom kategorischen Imperativ ausgeht, ist so laut Kant nicht nur der höchste Leitfaden für das menschliche Handeln, sondern verbürgt darüber hinaus auch die Hoffnung darauf, dass eben dies moralische Handeln uns auch zur Glückseligkeit führt. Dies deshalb, weil wir um der Moralität willen annehmen dürfen, dass es einen Gott gibt, der für die Einheit von Moralität und Glückseligkeit sorgt.

An dieser Stelle lässt sich nun auch der Bogen zurück zu Kants Erkenntnistheorie schlagen. Denn die Annahmen Gottes, die wir ihm zufolge in praktischer Hinsicht machen dürfen, kann

nie mehr sein als eine Hoffnung und darf in gar keinem Fall mit einem Wissen verwechselt werden. Ob es diesen Gott wirklich gibt oder nicht, werden wir nie wissen können, sondern wir dürfen lediglich hoffen, dass es ihn gibt. Kant verbannte mit dieser These alle dogmatischen Wissensansprüche von religiöser Seite endgültig in den Bereich des subjektiven Glaubens, was ihm dann auch das Missfallen der preußischen Zensurbehörde einbrachte. Dennoch rückte er nie von der These ab, dass Wissen und Glauben streng zu trennen sind und das Eine eine Frage der objektiven Wissenschaft, das Andere hingegen eine Frage der subjektiven Hoffnung darstellt. So schrieb er dann auch in der *Kritik der reinen Vernunft*:

„Auf solche Weise bleibt uns, nach Vereitelung aller ehrsüchtigen Absichten einer über die Grenzen aller Erfahrung hinaus herumschweifenden Vernunft, noch genug übrig, daß wir damit in praktischer Absicht zufrieden zu sein Ursache haben. Zwar wird freilich sich niemand rühmen können: er wisse, daß ein Gott und daß ein künftig Leben sei; [...] Nein, die Überzeugung ist nicht logische, sondern moralische Gewißheit, und, da sie auf subjektiven Gründen (der moralischen Gesinnung) beruht, so [darf] ich nicht einmal sagen: es ist moralisch gewiß, daß ein Gott sei etc., sondern [nur], ich bin moralisch gewiß, [dass ein Gott sei].“³

³ *Kritik der reinen Vernunft* (B851).